

Thomas Ziehe

## „Was bewegt die Jugendlichen?“

Der Frage, was die Jugendlichen „bewegt“, kann man sich auf zweierlei Weise annähern. Man kann die Betroffenen direkt befragen: „Was bewegt euch?“ Das kann manchmal interessant sein, dürfte aber in der Regel mit Kurzantworten wie „ganz normal eben“ bedacht werden. Das ist der Weg über das Einsammeln von Selbstauskünften.– Der andere Weg wäre der des Ausdeutens. „Lebenswelt“ in einem anspruchsvolleren begrifflichen Sinne nennen wir nämlich diejenigen Selbstverständlichkeiten, die unserem Handeln immer schon einen Boden geben, ohne dass wir dies bemerken. Insofern ist der Wandel von „Lebenswelt“ nicht etwas, über das man normalerweise direkt Auskunft geben kann. Man muss – bei dieser zweiten Art der Annäherung – Sinngehalte der Lebenswelt *ausdeuten*. Sie sind nicht einfach zu „sehen“. Ich möchte dies hier in vier thematischen Schritten versuchen.

### **(1) Erfahrungswandel: Kontingenz-Steigerung und Individualisierung**

Es gibt einen tief greifenden atmosphärischen Wandel in unserem Alltagsleben, den man als Steigerung von Kontingenz beschreiben kann. Damit ist ein Wirklichkeitszustand gemeint, in dem das meiste unserer Erfahrungswelt nicht mehr unbedingt so sein *muss*, wie es ist. In modernen Gesellschaften ist nichts mehr ganz gewiss und fest. Fast immer könnte man alles „auch anders sehen“. Die Individuen sind entlassen worden aus einer fast zwingenden Einbindung in vorgegebene biographische Fahrpläne. Es sind lebensweltliche Offenheiten entstanden, aber auch Undurchsichtigkeiten; vermehrte Wahlmöglichkeiten, aber auch soziale Entbettungen.

„Individualisierung“ meint nicht Alleinsein oder eine Single-Existenz zu führen. Vielmehr bezeichnet Individualisierung ein verändertes Verhältnis von Individuum und Gesellschaft. Dahinter steht ein kultureller Wandlungsprozess, und zwar von einem *normen*regulierten Alltagsleben hin zu einem *präferenz*orientierten Alltagsleben. Das ist nicht in einem luxuriösen Sinne gemeint, etwa so, dass man sich alles im Leben aussuchen könnte und dann auch bekäme. Präferenzorientierung meint hier lediglich, sich an eigenen Vorlieben auszurichten, aber ebenso auch an eigenen Aversionen. Es geht darum, in möglichst vielen Alltagssituationen entweder eigenen Wünschen oder eigenen Vermeidungen folgen zu können. Der Alltag hält dann Situationen bereit, in denen beständig ein- und aussortiert wird, in denen der eigene Bedürfniskompass auf Wunsch oder Vermeidung gepolt ist. Individualisierung kann man sich also als einen innerpersonalen Filter vorstellen, der darüber „entscheidet“, was an sozialen

Erwartungen und Geboten eine Person an sich heranlässt oder eben nicht heranlässt. Wobei hinzuzufügen wäre, dass man in der Adoleszenzphase häufiger auf *defensive* Vermeidungen hin gepolt ist als auf positive Wünsche.

Die Orientierung entlang eigener Präferenzen erlaubt es dem Jugendlichen, hieraus seine mentale Eigenwelt aufzubauen. Solche Eigenwelten sind nicht als ein Ort zu verstehen, sondern als eine mentale Konstruktion, die all das umfasst, was dem Jugendlichen vertraut, plausibel und ich-nah erscheint – sozusagen, was „sein Ding“ ist. Die Eigenwelt stellt also einen Relevanzkorridor dar, eine Vorsortierung alles dessen, was als subjektiv wünschenswert und attraktiv erscheint. Was mental außerhalb dieses Korridors angesiedelt ist, erscheint umgekehrt als fremd, unzugänglich, sinnlos.

Natürlich hat es für frühere Jugendgenerationen auch solche mentalen Eigenwelten gegeben. Aber dies waren eher kleine Nischen, die beständig gegen die Zumutungen der Erwachsenenwelt gesichert werden mussten. Die Eigenwelten waren früher kleine Inseln, und die Erwachsenenwelt stellte den dominanten Kontinent dar. Heute ist – aus subjektiver Perspektive des Jugendlichen – die *Eigenwelt* der Kontinent, und die anderen lebensweltlichen Bereiche sind eher ferne Inseln. Es ist für die heutigen Jugendlichen durchaus ein Liberalisierungsgewinn, sich in so hohem Maße an der jeweiligen Eigenwelt orientieren zu können. Aber dieser subjektive Zugewinn hat auch seinen Preis: Alles, was nicht mit der Eigenwelt kompatibel ist, erscheint nun als außerordentlich fremd und als bezweifelbar. Das symbolische Terrain außerhalb der Eigenwelt wird als recht ich-fern erlebt. In der Sprache von Wetterberichten könnte man sagen: Die „gefühlte Fremdheit“ (außerhalb des eigenen Relevanzkorridors) nimmt zu.

In einer Fernseh-Quizshow bekommt der Kandidat, ein junger Mann um die Zwanzig, die Frage: In welchem Jahr wurde die D-Mark eingeführt? Er brütet vor den Antwortmöglichkeiten und rät falsch. Und sagt dann: „Das kann ich ja gar nicht wissen, das war ja *vor* meiner Zeit.“ Und er sagt diesen Satz mit großer Selbstverständlichkeit. Im Laufe der Sendung stellt sich dann heraus, dass noch einiges „vor seiner Zeit“ war.

Im Kontext von präferenzorientiertem Alltag und subjektiver Dominanz der Eigenwelt werden die Lebensformen zu einer eigenen, privaten Angelegenheit der Individuen (solange sie sich an die Gesetze halten). Das ist ein gravierender Wandel, wenn man sich klarmacht, um welche Lebensform-Facetten es früher bitterste Auseinandersetzungen mit den Eltern gab (etwa um Frisur und Kleidung.) Heute gibt es größere Wahl- und Entscheidungsspielräume, aber auch ein höheres Risiko, mit diesem Selbstfindungsprozess nicht zurechtzukommen. Die Welt der Gleichaltrigen, die Peergroup, fungiert wie ein Assessment-Center. Hier werden die

in der Alltagsstufe „angesagten“ Entwicklungsfortschritte abgeschätzt und symbolische Prämien verliehen oder aberkannt. Der Erfolg in den Augen der anderen wird zur wichtigsten Währung für das Selbstwertgefühl. Es gibt brennende Sorge über die eigenen Entwicklung und die Anerkennung durch die Gruppe. Das steigert den lebensweltlichen Beratungsbedarf, man möchte um alles in der Welt nicht bei Peinlichkeiten und Verhaltensfehlern erwischt werden.

Der eben skizzierte *Erfahrungswandel* ist aber als ausschließliche Verlustdiagnose gemeint. Steigende Kontingenz und Individualisierung gehören zum kulturellen Ausdifferenzierungsniveau spätmoderner Gesellschaften. Die Individuen sind aus einer engmaschigen Vollkontrolle ihrer Lebensführung entlassen. Ohne Kontingenz und ohne Individualisierung gibt es keine Freiheit, und Kontingenz und Individualisierung sollten deshalb *nicht gleichgesetzt* werden mit sozialer Desintegration.

## **(2) Scharf geschnittene Relevanzsysteme: Beziehungen und das Netz**

*Gruppenzusammenhänge* fungieren als ein Spiegel für die eigene Selbsteinschätzung. Die alte Identitätsfrage lautete „Wer bin ich?“, die neue Identitätsfrage heißt „Zu wem gehöre ich?“. Die Gruppe wird zu einer Reputationsbörse, die für jeden die Kursverläufe seiner Anerkennung und Beliebtheit anzeigt. Das Für-sich-Sein als Alltagserfahrung wird eher selten.

In ihrer *Zweierbeziehung* fordern die Partner eine extrem hohe Regeldichte ein. Untreue-Angst und rasch bohrende Eifersucht werden mit alltäglichen Bewachungsmechanismen in Schach gehalten, wobei dem Handy eine durchschlagende Kontrollfunktion zukommt. Der Binnendruck in solchen fusionistischen Zweierbeziehungen ist erheblich, und es kommt zu Überforderungseffekten, Zerwürfnissen und schmerzhaften Trennungen. Sich ins Netz zu begeben hat einen extrem hohen Grad an Attraktivität gewonnen. Der eigentümlichen Künstlichkeit der digitalen Welt wird eine Faszination angesonnen, vor der die reale Welt der Face-to-Face-Kommunikation als zu begrenzt, ereignisarm und enttäuschend empfunden wird. Einzutauchen in die Unendlichkeiten der digitalen Räume kann wirken wie eine rauschhafte Ich-Ausweitung (obwohl man doch real die ganze Zeit im Basement verbringt). Das Netz ermöglicht über Handy, iPod oder Laptop eine *Mitnahme* der Eigenwelt und des ganzen Beziehungsnetzes.

Die Privatkanäle des Fernsehens bieten über Krawall-Shows und Entblößungsformate eine pausenlose Bebilderung von Beziehungs- und Lebenslaufdramen. Die Weltwahrnehmung wird thematisch und sozial radikal privatisiert. Einige Pop-Sektoren (wie z.B. HipHop oder Casting Shows) locken mit phantasmatischen Größen-Stories: vom dürftigen Alltag zum Star-

Glamour. Die Ambivalenz von baldigem Ruhm und medialer Demütigung und Scheitern bietet viel symbolisches Material für Omnipotenzansprüche und Racheprojektionen.

In vielen Kindergärten war vor einiger Zeit das beliebteste Spiel der Kinder das „Bohlen-Spiel“. Ein Kind ist auf der „Bühne“ und führt den anderen etwas vor, und zwar absichtlich in besonders schlechter Qualität. Und danach wird es von den anderen leidenschaftlich „fertig-gemacht“.

Das Netz und die Mainstream-Popkultur verschmelzen miteinander. Sie werden zu einem tagesbegleitenden Enviroment und – im vollen Sinne des Wortes – zur „kulturelle Heimat“ (der Begriff „Freizeitbeschäftigung“ ist hierfür sicherlich nicht mehr zureichend.) Die „richtige“ soziale Welt wird zurückgestuft zu (nur) einer Welt unter anderen. Im Extremfall wird die Wirklichkeit geradezu entrückt.

Es gibt einen sich selbst verstärkenden Kreislauf aus Fusionsbedürfnissen und Verschmelzungsangeboten. Es bedarf erheblicher Gegen-Identifikationen und Ich-Stärke, um hierzu (zumindest ab und zu) auf Distanz gehen zu können.

### **(3) Gegenbedürfnisse: Beheimatung, haltende Strukturen, „unplugged“ Erfahrungen**

Für die jetzige junge Generation bedeutet dies, von Anfang an in einer weniger fest strukturierten Alltagsumgebung aufzuwachsen. Die heutigen jungen Leute sind sozusagen Kinder kultureller Entstrukturierungen. Das ist ein deutlich anderer Sozialisationskontext als für die Jugendgeneration der siebziger und achtziger Jahre. Die damalige junge Generation reagierte in ihren Lebensstilen auf eine kulturelle *Überstrukturierung*. Sie war noch in verbindliche Pflicht- und Einordnungswerte eingebunden, gegen die sie dann im Großen wie im Kleinen aufbegehrte und sich davon ablöste. Heute hingegen geht es in den Lebensformen der jungen Leute vermehrt darum, mit den vielfältigen *Entstrukturierungen* umgehen zu lernen und sie zu kompensieren. Auf die Entstrukturierungen wird mit eigenen *Gegenbedürfnissen* reagiert – mit Bedürfnissen nach lebensweltlicher *Stabilität, Gewissheit und Zugehörigkeit*. Die Individuen schaffen sich Regelsysteme und Strukturen, die sie von Kontingenz entlasten und Übersichtlichkeit sichern sollen.

Ein kleines Beispiel hierfür: Ich war kürzlich in einer dänischen Internatsschule, die ausschließlich von 15- bis 16-Jährigen besucht wird, die dort gewissermaßen eine Zwischenzeit einlegen, um erst danach zu entscheiden, welche Schul- und Bildungswege sie danach eingehen wollen. In der Mensa wurde mir ein großes Anschlagbrett gezeigt, an dem sich die Passfotos aller Schüler befanden. Unter jedem der Fotos klebten wahlweise ein, zwei oder drei rote Punkte, die jede(r) Schüler(in) dort selbst angebracht hat. Ein roter Punkt bedeutet „ohne

„feste Beziehung“, zwei Punkte stehen für „feste Beziehung am Heimatort“ und drei Punkte für „feste Beziehung hier im Internat“. Das ist sehr übersichtlich! Und auf diese Weise lässt sich überflüssiger Aufwand bei einer Beziehungsanbahnung auf praktische Weise vermeiden. Das meine ich mit *Gegenbedürfnissen* nach Stabilität und Übersichtlichkeit. Ich nehme nicht an, dass solch ein quasi-öffentliches Aushangverfahren in den 70er- und 80er-Jahren auf Gegenliebe gestoßen wäre.

Mit dem Bedürfnis nach „*unplugged*“ *Erfahrungen* meine ich Sehnsüchte nach Erlebnissen jenseits vorgefertigter Muster, Sehnsüchte nach Überschreiten der Alltagsroutine. Ein Beispiel: Zur Zeit haben die Schüler in der Sekundarstufe II, die kurz vor dem Abitur stehen, das eigentümliche Bedürfnis, in der Schule Woche für Woche schrille Events zu inszenieren. Sie kommen z.B. in den exzentrischen Verkleidungen in der Unterricht. Warum? Weil sie „feiern“. Sie feiern immer wieder „das Abitur“ – bevor die Prüfungen überhaupt angefangen haben! Vermutlich steht dahinter der enorme Zeit- und Arbeitsdruck für die G8-Schüler; dem sie durch solche selbstgeschaffenen Ventile kurzfristig entrinnen möchten. (Allerdings so ganz „unplugged“ sind auch diese Anlässe nicht. Die Kostüme werden meist über das Internet bestellt.)

Wenn ich diese Gegenbedürfnisse nach Beheimatung, nach dichten Strukturen und außeralltäglichen Erfahrungen Revue passieren lasse, so lässt sich das – so meine ich – durchaus auf Aspekte theatraler Arbeit mitbeziehen. Theatrales Arbeiten birgt Erfahrungsformen, die den Jugendlichen in ihren heutigen Erwartungshorizonten Wertvolles zu bieten haben:

- Die Anregung, die Gewohnheiten und Relevanzen der Eigenwelten zu überschreiten;
- die Erfahrung von Formgebung durch die Gebundenheit an ein Arbeits-Setting;
- die Notwendigkeit, Krisenerfahrungen in diesem Arbeitsprozess zu bearbeiten;
- die Gleichzeitigkeit von Anstrengung und Selbstaussdrucksmöglichkeit;
- das Auf-der-Bühne-Sein, das Vorzeigen für Andere;
- die bewegenden Gefühle des Stolzes, wenn das Gezeigte ein Erfolg gewesen ist.

#### **(4) Sekundarstufe I: Lernprozesse von Ich-Abgrenzung und Selbstdistanz**

Konzeptionell halte ich es für wichtig, am begrifflichen Unterschied zwischen primärer und sekundärer Sozialisation festzuhalten. Normativ gesehen beinhaltet *sekundäre* Sozialisation (auch) die Entwicklungsaufgabe, den Egozentrismus der Kindheit stufenweise abzubauen und allmählich *Abstand zur Gegebenheit* der äußeren wie der inneren Realität zu gewinnen. Es ist ein „Sich-Herausversetzen“ und meint damit eine Autonomie gegenüber der äußeren wie auch der inneren Realität. Der Gesichtspunkt einer Autonomie *nach innen* wird heute gelegentlich

vom Ziel einer unbedingten Selbst*stabilisierung* verdeckt. Die Ich-Entwicklung in der sekundären Sozialisationsphase dient zwar auch der Selbststabilisierung – aber *nicht nur* dieser.

Vielmehr geht es gleichzeitig um Ich-Identifikation, Ich-Abgrenzung und Selbst-Distanz. Ich-*Identifikation* meint ein reiferes Wohlwollen sich selbst gegenüber (die Briten haben hierfür den schönen Ausdruck „to be nice to yourself“). Ich-*Abgrenzung* meint, die Subjekt-/Objekt-Unterscheidung auszubauen und nicht-fusionistische Eigenständigkeit auszuhalten. Selbst-*Distanz* heißt, den eigenen Stimmungen und Aversionen nicht mehr bloß ausgesetzt zu sein, sondern zu den eigenen Präferenzen *Stellung nehmen* zu können. Im Sinne einer Triangularisierung geht es um einen Perspektivwechsel auf sich selbst; und um einen Bezug auf ein „Drittes“ jenseits dyadischer Fusionen (z.B. als Leidenschaft für einen Gegenstand, für einen Inhalt).

Die Alltagsliberalisierungen der letzten zwei Jahrzehnte haben für Jugendliche eine Präferenzorientierung möglich gemacht, welche es vorher in diesem Maße nicht gegeben hat. Das hat seine guten Seiten. Der Preis ist allerdings, dass das Verhältnis zur Fremdheit, zu all dem was nicht sofort eigenwelt-kompatibel ist, neue Horizontbeschränkungen hervorbringen kann. Sich für fremde Themen, Situationen und Personen ansprechbar zu machen ist zu einer großen, „bewegenden“ Herausforderung geworden. Der ästhetischer Erfahrung, wie Theater in der Schule, kommt hierbei eine bedeutsame *aufschließende* Rolle zu.

-----

Prof. Dr. Dr. h.c. Thomas Ziehe lehrt Erziehungswissenschaft an der Leibniz Universität Hannover. Sein Hauptarbeitsgebiet ist Jugendforschung.